

Guten Abend auch von meiner Seite,

mein Name ist Caroline Schuster und ich gehe gemeinsam mit Torge Echternach in die 12. Klasse am Gymnasium Starnberg. Es ist mir eine Ehre, heute hier wieder sprechen zu dürfen. Die Veranstaltung am neunten November des letzten Jahres war für mich ein ganz besonderer Tag. Gemeinsam mit meiner Klasse durften wir die Gedenktafel, die hinter uns steht, enthüllen, ein Projekt, welches den Anfang meines politischen Engagements bedeutete.

Wir sind heute hier, um über Erinnerung zu sprechen – ein Begriff, der immense Bedeutung für unsere Gesellschaft hat. Aber was bedeutet Erinnerung wirklich? Ist es nur ein Rückblick, eine Sammlung von Bildern und Ereignissen aus der Vergangenheit? Aber sollte Erinnerung nicht viel mehr auch ein lebendiger, aktiver Prozess sein, der uns auf die Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft vorbereitet?

Gerade jetzt erleben wir, wie essenziell eine aktive und bewusste Erinnerungskultur ist. In der Welt beobachten wir einen Rechtsruck, der demokratische Werte untergräbt, autoritäre Kräfte stärkt und ein Klima der Angst und Spaltung fördert. Dieser Trend zeigt sich in vielerlei Formen – von der wiederholten Wahl Trumps bis hin zu populistischen Bewegungen, die Zweifel an zentralen demokratischen Prinzipien säen. Die erneute Wahl von Persönlichkeiten, die die Demokratie nur bedingt respektieren, ist ein Symptom dieser Entwicklung und ein Signal für uns alle, wachsam zu bleiben.

Für uns in Europa – und besonders hier in Deutschland – ist das eine ernste Mahnung. Unsere deutsche Geschichte lehrt uns, dass Demokratie kein Selbstläufer ist. Sie verlangt von uns ein ständiges Engagement, ein ständiges Hinterfragen und die Bereitschaft, auch unbequeme Wahrheiten zu akzeptieren. Erinnerungskultur sollte daher nicht nur aus Gedenken bestehen, sondern vielmehr auch dazu dienen, die Prinzipien der Demokratie immer wieder neu zu beleben und zu verteidigen.

Hier kommt auch der Begriff der „Cancel Culture“ ins Spiel. In einer Zeit, in der Stimmen oft schnell unterdrückt oder stigmatisiert werden, verliert der gesellschaftliche Diskurs an Tiefe und Offenheit. Statt auf reflexartige Ablehnung zu setzen, sollten wir uns dem stellen, was wir vielleicht nicht verstehen oder was uns unbequem erscheint. Eine lebendige Erinnerungskultur fordert uns heraus, die schwierigen Aspekte der Vergangenheit und Gegenwart zu reflektieren. Sie fordert uns auf, wissenschaftlich zu denken – kritisch, offen und bereit, auch unsere eigenen Überzeugungen zu hinterfragen.

Diese Haltung des „denkenden Erinnerns“ schützt uns davor, in feste Glaubenssätze zu verfallen oder unsere Identität mit starren Überzeugungen zu verbinden. Erinnern ist mehr als eine Geste; es ist eine Einladung zur Selbstreflexion und zur aktiven Gestaltung unserer Gesellschaft. Adam Grant, ein Verfechter des „rethinking“, nennt dies „selbstbewusste Demut“ – die Fähigkeit, sich seiner Werte sicher zu sein, aber dennoch offen zu bleiben für neue Einsichten. Diese Fähigkeit könnte heute kaum wichtiger sein.

Erinnerungskultur muss daher ein Raum sein, in dem wir lernen, mit Ambivalenzen umzugehen. Der weltweite Rechtsruck und die immer stärkere Polarisierung unserer Gesellschaften zeigen uns, dass einfache Antworten gefährlich sein können. Eine lebendige Erinnerungskultur hilft uns, über einfache Zuschreibungen hinauszugehen und uns aktiv zu fragen, wie wir gemeinsam eine Zukunft gestalten können, die nicht in die Fallen der Vergangenheit tappt.

Am Mittwochmorgen saß ich mit einigen aus meiner Jahrgangsstufe im Unterricht. Die Nachricht über die Bestätigung von Trumps Wiederwahl traf uns wie ein Schlag – es war ein Moment der Erschütterung, und doch mussten wir uns der Realität stellen. Es war kein düsteres Szenario mehr, sondern die harte, greifbare Wirklichkeit: Die Vereinigten Staaten hatten demokratisch entschieden und einen Mann wiedergewählt, der als Krimineller verurteilt ist, rassistische und frauenfeindliche Ansichten vertritt und dennoch von Millionen unterstützt wird. Diese Realität zu akzeptieren, war schwer – sie war brutal und doch unbestreitbar real.

Meine Cousine in Kalifornien, die nur wenige Monate älter ist als ich und gerade das erste Mal wählen durfte, hatte voller Hoffnung für eine andere Zukunft gestimmt. Für sie war es mehr als das Abgeben ihrer Stimme; es war das offizielle Kundtun ihrer Werte, ihrer Überzeugungen. Und dann, als das Ergebnis feststand, brach sie in Tränen aus. Die USA, das Land, in dem sie lebt, hatten sich für jemanden entschieden, der ihre Überzeugungen mit Füßen tritt und die Werte verrät, für die sie und so viele junge AmerikanerInnen stehen.

Gleichzeitig, und das muss betont werden, gab es über 70 Millionen AmerikanerInnen, die Trump als einen Kandidaten sahen, der ihre Ängste und Sorgen verstand. Er versprach Lösungen in einer zunehmend komplexen Welt und gab einfache Antworten auf drängende Fragen. Sie gaben vor, Lösungen zu haben, ohne die wirklichen Herausforderungen anzugehen. Sie schürten Hass und Misstrauen und versuchten zum wiederholten Male das demokratische System in Frage zu stellen.

Diese Wahl zeigt uns, wie gefährlich es ist, wenn wir die Komplexität der Welt ablehnen und uns einfachen Versprechen hingeben. Wahre Demokratie verlangt viel mehr. Sie verlangt den Mut, sich der Komplexität zu stellen, den Willen, sich selbst und die Welt ständig zu hinterfragen.

Zum Abschluss möchte ich uns alle ermutigen, Erinnerung als etwas Lebendiges zu betrachten – als ein Engagement, das uns auffordert, Verantwortung zu übernehmen. Erinnern bedeutet nicht nur, die Geschichte zu kennen, sondern die Bereitschaft, aus ihr zu lernen und auf sie zu reagieren, gerade in Zeiten, die von Unsicherheit und Spannungen geprägt sind.

Was wir heute erinnern, wird den Weg für die Zukunft ebnen. Lassen Sie uns diesen Weg klar und stark gestalten.

Vielen Dank.